

# Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Dinstag, den 29. Jänner 1828.

13

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährlich um 6 fl., halbjährlich um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährlich um 3 fl. 45 kr., halbjährlich um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M. bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der grüne Rock.

(Fortsetzung.)

„Nun sind es gerade fünf Jahre, daß ich eine Geschäftsreise nach Berlin machen mußte. Einige Tage nach meiner Ankunft kehrte ich eines Morgens von einem erquickenden Spaziergange zurück, der meine Gflust hinlänglich erregt hatte, und begab mich, um sie zu befriedigen, in das mir zunächst gelegene Kaffeehaus. Während man mir die Chocolate bereitete, setzte ich mich in einen einsamen Winkel des Saales, wo ich ungestört meine Pfeife schmauchen und meinen Grillen nachhängen konnte. Nach einer langen Viertelstunde brachte mir endlich eine Aufwärterin das ersehnte Frühstück, allein trotz der Geduldprobe, auf die man meine Gflust gestellt hatte, zog mehr als die anlockende Chocolate selbst, die Trägerin derselben meine Blicke an; ein Mädchen von kaum sechzehn Jahren, reizend wie eine eben aufblühende Rose (lächeln Sie nur immer, Herr von Valour, daß auch ich, ein Feind aller Übertreibung, mich eines dichterischen Gemeinplazes bediene, der sich mir unwillkürlich aufdrang), hätte das liebliche Kind selbst die Apathie eines Stoikers bezwungen; aber mehr noch als das anziehende Äußere des Mädchens nahm mich die holde Verschämtheit ein, mit der sie, ohne mich anzusehen, die Tasse vor mich hinsetzte, und die glühende Röthe, die ihre Wangen färbte, als sie bemerkte, daß meine Blicke mit Wohlgefallen auf ihr verweilten. Indem ich mich im Stillen verwunderte, an einem Mädchen ihres Standes und in ihren Verhältnissen ein so zurückhaltendes, ja furchtsames Betragen zu finden, konnte ich mich nicht enthalten, meiner Verwunderung durch die Bemerkung, daß sie wohl noch nicht lange in diesem Hause diene, Worte zu geben.

„Sie haben Recht, mein Herr,“ antwortete sie mit zu Boden gesenkten Augen, „ich diene in diesem Haus erst seit fünf Tagen.“

„Ist das dein erster Dienst, mein Kind?“

„Nein, mein Herr, bevor ich hieher kam, diente ich zwey Monate bey einer vortrefflichen Frau;“ und indem sie dieses sagte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, so sehr sie sich Mühe gab, sie zurück zu drängen.

„Warum aber verließest du das Haus einer so guten Frau?“

„Ach sie starb plötzlich!“ rief sie mit von Thränen erstickter Stimme und entfernte sich, um ihre Bewegung zu verbergen.

Da zeigte sich an der Glashür des Kaffehauses ein armes Weib in bit-  
tender Stellung, ohne sich herein zu getrauen; das Mädchen schien die Bittende  
zu kennen, denn kaum wurde sie dieselbe gewahr, als sie auf sie zueilte, ihr  
die Thüre öffnete, und sie einlud, herein zu treten. Das Weib sah sehr krank aus  
und war ganz erschöpft vor Müdigkeit. Ich ließ das Mädchen, das anfangs  
nur meine Neugierde, nun aber immer mehr meine Theilnahme erregte, nicht aus  
den Augen und sah, wie sie der Erschöpften ein paar Geldstücke in die Hand  
drückte, ihr freundlich zuredete und sie in einem Winkel des Saales sich setzen  
hieß, um sich etwas zu erholen. Da hörte ich, wie die Arme klagend ausrief: „Ach,  
ich bin sehr elend! mir zittern die Glieder vor Fieberfrost, und ich habe nicht  
einmal einen guten Rock, mich davor zu schützen; denn seht, dieser elende  
Rock, der nächstens in Stücke zerfallen wird, ist der einzige, den ich habe.“

„Meine Frau hat mehr Röcke, als sie braucht, ich will zu ihr, um einen  
für euch zu erbitten; erwartet mich hier,“ entgegnete tröstend das Mädchen und  
entfernte sich eilig.

Sie zögerte lange; — endlich kehrte sie zurück, aber statt des neuen,  
reinslichen Sonntagsrockes, den sie früher anhatte und nun der Armen hin-  
reichte, trug sie einen alten, grünen, wollnen Rock; — kurz den selben,  
der heute Ihre Bewunderung so sehr erregt hat. „Nehmt diesen Rock,“ sagte  
sie zu der gleich mir Erstaunten.

„Das ist ja der eure,“ rief diese sich sträubend, das dargebotene Geschenk  
anzunehmen, „derselbe, den ihr selbst kurz zuvor anhattet!“

„Nehmt ihn doch, ich bitte euch.“

„Also hat eure Frau sich geweigert, mir von ihrem Überflusse mitzutheilen?“

„Laßt das; nehmt diesen.“

„Und ihr wollt euch vielleicht des einzigen berauben, den...“

„Ich gönne ihn euch von ganzem Herzen.“

„Nun, so möge Gott euch lohnen für so viel Großmuth!“

„Wohnt ihr noch in der breiten Straße im ... schen Hause?“

„Ja wohl.“

„So bald ich kann, werde ich euch besuchen. Nun aber geht sogleich, denn  
ich möchte nicht, daß euch meine Frau noch hier träfe.“

Ich verlor kein Wort von dieser Unterredung, obgleich sie schnell und  
leise geführt wurde, und ich nur mit meiner Pfeife beschäftigt schien.

Das Weib verließ unter tausend Segenswünschen für das edle Mädchen  
den Saal, und fast zu gleicher Zeit trat die Kaffehwirthinn in denselben, eine  
Frau von einigen dreißig Jahren, gepuht wie eine Dame; ihre spitze Nase,  
stechenden Augen und ein widriger Zug um den Mund verriethen viel Hoch-  
muth und herrisches, heftiges Wesen. Kaum hatte das Mädchen dieselbe be-  
merkt, als sie durch eine andere Thüre zu entweichen suchte, aber ein gellen-  
der Ruf der Herrinn befahl ihr, zu bleiben, die mit einer Mischung von Ver-  
wunderung und zorniger Verachtung die Veränderung in dem Anzug ihrer  
Aufwärterinn bemerkte. „Was ist das für ein Anzug?“ rief sie mit schneiden-  
dem Tone der Erschrockenen zu, „was soll dieser zerlumpte Rock, an einem

Festtage, gerade zur Stunde des häufigsten Besuches? bist du von Sinnen? — warum antwortest du mir nicht?“

„Ich....“

„Nun was ich? — Ich frage dich noch einmal, warum hast du diesen Rock statt jenem, den du früher trugst, angezogen?“

„Verzeihen Sie....“

„Was soll ich verzeihen? — Willst du nicht die Güte haben, deine Antwort zu vollenden?“

Und bey jeder erneuten Frage wurde der Ton dieses hochmüthigen Weibes heftiger und beleidigender, während das arme Mädchen, immer verwirrter, mit an den Boden festgewurzelten Augen unbeweglich vor ihr stand, und nicht im Stande war, ein Wort hervorzubringen. Da kannte die Wuth des gemeinen Weibes, welches das Schweigen der gekränkten Unschuld für Trognahm, keine Grenzen mehr, und die Zitternde unsanft beym Arme fassend, rief sie erboht: „Nichtswürdige, auf der Stelle gehe dich umzukleiden!“

„Das ist mir unmöglich,“ antwortete endlich das Mädchen mit von Schluchzen erstickter, kaum vernehmbarer Stimme, „denn ich habe meinen Sonntagsrock verschenkt, und sonst keinen als diesen.“

„Wie, du erfrest dich, mir solche Ausflüchte vorzulügen? — Unverschämte! glaubst du....“

Nicht länger konnte ich mich bezwingen, und die Schmähreden der Wüthenden unterbrechend, sagte ich mit ruhigem, aber eindringendem Tone: „Das Mädchen lügt nicht, denn ich sah es selbst mit an, wie sie aus edlem Mitleid einer Unglücklichen, die halbnackt und vor Fieberfrost zitternd um einen Rock flehte, den ihrigen gab, und zwar denselben, den sie selbst kurz zuvor anhatte. Können Sie diesem schönen Zuge der Menschlichkeit Ihren Beyfall versagen? — Würden Sie an des Mädchens Stelle nicht dasselbe gethan haben?“ —

Der Vorwurf, der in dem Tone lag, in welchem ich die letzten Worte sprach, mochte selbst dieser Gefühllosen nicht ganz entgangen seyn, denn eine glühende Röthe brannte auf ihren Wangen, aber nicht die Röthe der Scham, jener Tochter des Himmels, sondern die dunkle Röthe des Zorns, die selbst das schönste Gesicht entstellt, und mich mit giftigen Blicken messend, antwortete sie mir mit kaum verhaltenem Grimme: „Jedermann hat seine Hausarmen, und ich bin nicht so thöricht, an die nächste beste Landläuferinn mein Hab und Gut zu verschwenden. — Sie aber Mamsell,“ fuhr sie fort, sich höhnisch zu dem zitternden Mädchen wendend, „mit Ihrem überaus mitleidigen Herzen werden die Güte haben, Ihre Werke der Barmherzigkeit zur Auf erbauung Ihrer Bewunderer künftig anderswo auszuüben. — Hast du mich verstanden, Unverschämte? — Schnüre deinen Bündel, und pack dich auf der Stelle!“ — Obgleich dieser Befehl wider alles Recht und Herkommen war, so gehorchte das arme Kind doch augenblicklich und verließ, ohne ein Wort zu erwiedern, still weinend den Saal.

Auch ich entfernte mich, doch nicht allzu weit von dem Kaffehause, denn ich wollte abwarten, was das Mädchen anfangen würde, das durch ihr Aufse-res und ihr Betragen meine ganze Theilnahme erregt hatte. — Nach einer kleinen Viertelstunde kam sie, mit einem Bündel unter dem Arme; ich ging auf sie zu und fragte sie, wohin sie gehen wolle? Als sie mich erkannte, ant-

wortete sie mir mit einiger Verlegenheit: „Ich gehe zu einer Freundin, um sie zu bitten, mir einen Dienst zu verschaffen.“

„Diese Sorge will ich auf mich nehmen, folge mir!“

„Aber, mein Herr, Sie kennen mich ja nicht...“

„Doch! ich glaube dich hinlänglich zu kennen.“

„Verzeihen Sie, ich diene nur bey einer Frau...“

„Beruhige dich, wir werden weiter darüber sprechen, aber jetzt folge mir ohne Zögern.“

Sie gehorchte, obschon mit einiger Unruhe. Als wir vor meiner Wohnung angelangt und im Begriff, in das Haus zu treten, waren, so zögerte sie nochmals, indem sie mich schüchtern erinnerte: „Sie vergessen vielleicht, mein Herr, daß ich nur bey einer Frau in Dienste trete?“ —

„Das ist eben meine Absicht,“ antwortete ich zu ihrer Beruhigung, und führte sie zu meiner Hausfrau, deren Obhut ich sie empfahl. Erst des andern Tags ließ ich ihr sagen, daß ich sie zu sprechen wünschte. Sie kam und war, wie ich vorausgesehen hatte, minder befangen und ängstlich in meiner Gegenwart, denn meine Hausfrau, die mich seit Jahren kannte, hatte sie über meinen Charakter und meine Absichten vollkommen beruhigt. Ich hieß sie sich setzen, und auf meine Fragen erzählte sie mir: daß sie Louise heiße, ihre Ältern früh verloren habe, und in einem Waisenhause erzogen worden sey; bey ihrem Austritt aus demselben war sie in die Dienste einer ehrwürdigen Matrone gekommen, die sie wie eine Mutter behandelte, aber leider bald darauf starb; hierauf brachte sie einige Wochen bey einer Verwandten, einer Nähterin, zu, da diese aber selbst arm war, so wollte sie ihr nicht länger zur Last fallen und nahm Dienste in jenem Kaffehause, wo ich sie kennen lernte.

„Wie nun, mein Kind,“ redete ich sie mit einem wahrhaft väterlichen Ton an, „hättest du keine Lust bey mir zu bleiben?“

„Ach! ich hätte nichts dagegen,“ erwiederte sie hocherröthend, „wenn Sie eine Frau wären, oder doch wenigstens schon sehr, sehr alt...“

„Nun, was das Letztere betrifft,“ entgegnete ich lächelnd, „könntest du dich mit meinem Alter wohl begnügen, denn ich bin schon geraume Zeit über die Mitte des Lebens hinaus, und könnte den Jahren nach eben so gut dein Vater seyn, als ich in der That dessen Stelle bey dir vertreten will, wenn du es zufrieden bist?“ —

„Mein Herr,“ erwiederte sie schüchtern, aber bestimmt, „halten Sie mich nicht für undankbar, wenn ich Ihnen nochmals erkläre, daß ich durchaus nur bey einer Frau in Dienste trete.“

„Genug davon für jetzt!“ rief ich mit einem so barschen, verdrießlichen Tone, daß das arme Mädchen ordentlich darüber erschrak, „aber nun nimm diese Kleinigkeit,“ setzte ich befehlend hinzu, „um dir Kleider zu kaufen; doch bedinge ich mir aus, daß du diesen Rock, hörst du, diesen Rock da ja nicht weg gibst!“ — Sie sah mich verwundert an und schien zu zweifeln, ob sie mich auch recht verstanden habe. — Ich aber wiederholte ihr nur noch nachdrücklicher: „Ja mein Kind, diesen alten, unscheinbaren Rock will ich durchaus, daß du behältst, ja für immer behältst.“ Ich gab ihr einen Beutel mit zwölf Friedrichsd'or und entließ sie.

Raum hatte ich mich zum Schreibtische gesetzt, als sie zurückkehrte, sich

mir schüchtern näherte und den Beutel, den ich ihr so eben gegeben hatte, auf den Tisch legte, indem sie, ohne mich anzusehen und über und über erröthend, hinzu setzte: „Mein Herr, das ist nicht möglich, daß Sie mir so viel geben wollten!“

„Und warum sollte es nicht möglich seyn?“

„Ich habe Ihnen ja noch gar keinen Dienst geleistet, und Sie wollten eine so große Summe...“

„Groß scheint sie nur dir, für mich ist sie unbedeutend. Nimm das Geld und verwende es wohl; aber für jetzt verlaß mich, denn ich habe wichtige Geschäfte abzuthun.“

„Verzeihen Sie, ich darf so viel nicht nehmen, denn was würde man denken...“

„Daß du kein Geld hast, ich aber mehr als ich brauche, und dir gern von meinem Überflusse mittheile; kann es etwas Unschuldigeres geben?“

„Und doch...“

„Wie, du weigerst dich noch immer? — Nun ich sehe wohl,“ setzte ich nach einer kleinen Pause scheinbar beleidigt hinzu, „zum Danke für meine Gutmüthigkeit traust du mir wohl selbst unredliche Absichten zu!“ —

„Nein, wahrhaftig nicht!“ rief sie mit treuherziger Lebhaftigkeit aus; „Sie thun mir Unrecht, mein Herr,“ setzte sie mit ihrer gewöhnlichen Schüchternheit hinzu, „wenn Sie mich für undankbar halten.“

„Wenn ich also glauben soll,“ versetzte ich ernst und eindringend, „daß du an der Redlichkeit meiner Absichten nicht zweifelst, daß du überzeugt bist, ich unterstütze dich nur deshalb, weil ich dich für ein braves, der Unterstützung würdiges Mädchen halte, so nimm ohne Zögern die paar Goldstücke wieder und beleidige mich nicht länger durch argwöhnisches Weigern.“

Diese kleine Straspredigt hatte die erwünschte Wirkung: denn als ich ihr nun nochmals den Beutel hinreichte, getraute sie sich nicht länger dessen Annahme zu verweigern; doch konnte sie nicht unterlassen, mich mit einem im voraus um Verzeihung stehenden Blicke ganz naiv zu fragen: „Aber nicht wahr, mein Herr, die Annahme Ihres gütigen Geschenkes verpflichtet mich noch nicht, in Ihre Dienste zu treten?“

„Keineswegs,“ erwiderte ich lächelnd; „sey unbesorgt, du behältst deine ganze Freyheit und kannst deshalb, wenn du willst, noch heute dieses Haus verlassen.“

„Ach mein Herr, Sie verkennen mich,“ flüsterte sie, indem sie erröthend und mit feuchten Augen mich ansah, in denen dankbare Rührung eines kindlichen Herzens sich malte, „ich setze nicht das mindeste Mißtrauen mehr in Ihre Güte und bitte Sie im Gegentheile, mir zu erlauben, in diesem Hause zu bleiben, so lange Sie in Berlin sind, wo ich mit Freuden jede Arbeit, die Sie mir befehlen und die meine Kräfte nicht übersteigt, für Sie verrichten will. — Ich bin gewiß nicht undankbar!“ rief sie bewegt in dem überzeugenden Ton eines reinen Gemüths, in dem eine einfache Versicherung mehr werth ist, als der feyerlichste Schwur, und ehe ich es verhindern konnte, hatte sie meine Hand an ihre Lippen gedrückt.

„Wohl denn, ich glaube dir,“ erwiderte auch ich bewegter, als es meine Gewohnheit ist, mühsam die eigene Rührung verbergend, und unwillkürlich glitt streichelnd meine Hand über die rosig glühende Wange des lieblichen Kin-

des, „gern gewähre ich deine Bitte und nehme dein Auerbieten an; indessen erwarte mich bey meiner Hausfrau.“

Bevor sich Louise jedoch entfernte, bat sie mich angelegentlich um die Erlaubniß auf eine halbe Stunde ausgehen zu dürfen. Ich bewilligte natürlich ihre Bitte, und sie verließ mich eilig. Aber eben diese Gile erregte meine Neugierde, denn ihr bisheriges Betragen ließ mich nicht glauben, daß sie, bloß um sich Kleider zu kaufen, die Erlaubniß auszugehen so dringend von mir erbeten und die erhaltene so eilig benützt habe. Ich konnte mich daher nicht enthalten, ihr einen Diener des Hauses nachzusenden, mit dem Auftrage, ihr in einiger Entfernung zu folgen und mir dann zu berichten, wo sie hingegangen sey.

(Der Schluß folgt.)

## Bühnenberichte aus Prag.

Im December 1827.

Die Douglas, oder: Der Kampf im Felsenthale, historisch-romantisches Schauspiel mit Gesängen und Chören in fünf Acten, von N. v. Fromlich. Musik vom Hrn. Capellmeister Triebensee. Wir wollen versuchen, ob es möglich ist, dem etwas verworrenen Gang dieses Schauspiels zu folgen, und die Handlung in Kürze heraus zu heben.

Die Häupter zweyer schottischen Familien, Archibald Douglas (Hr. Bayer) und Lord Lindsay (Hr. Polawskij) erscheinen als Todfeinde, der erste als edler Gegner, der zweyte anfangs etwas hinterlistig, doch handelt er am Ende auch ziemlich offen. Douglas ist verbannt, und hat seinen Sohn William (Hr. Moriz) zurückgelassen, der als der vermeintliche Sohn des blinden Harfners John (Hr. Köhler) herangewachsen, sich in Lindsay's Tochter, Elisabeth (Mlle. Wagner), der er das Leben rettete, verliebt, und mit seinem Sohne Georg (Hr. Swoboda) Freundschaft geschlossen hat, während Emmy, des Harfners Nichte (Mlle. Herbst) ihn hoffnungslos liebt. Endlich wird Archibalds Bann gelöst, und der König beschließt, die Häuser Douglas und Lindsay durch eine Vermählung der beyden Kinder zu versöhnen. Um diese Verbindung zu schließen, reißt Douglas seinen Sohn von Elisabeth weg (eigentlich ein Coup fürs Lustspiel) und führt ihn dem König vor; aber ehe die beyden Liebesleute sich erkennen, hat Georg den alten Douglas beleidigt und zum Zweykampf gefordert. An Versöhnung ist nicht mehr zu denken, Archibald wird wieder gefangen genommen, und William muß hongré malgré statt seines Vaters mit seinem Freunde kämpfen, was auch nach einigen Umarmungen geschieht; Georg wird am Kopfe verwundet, und bleibt am Actschlusse für todt liegen. Mittlerweile haben beyde Mädchen schottische Mannskleider angezogen, Elisabeth, die sich mit ihrem Geliebten entzweyt hat, um den alten Archibald zu retten, was ihr auch gelingt, und nachdem sie ihrem William die frühere Lebensrettung abgezahlt, will sie ins Kloster gehen, zum Glück wird ihr aber die Thüre vor der Nase zugeschlossen, denn nun ist alles einig, den alten Lindsay angenommen, der endlich auch nachgibt, da — Georg gerettet ist, und mit verbundenem Kopfe das Stück schließt. Der Beyfall war spärlich, und die Douglas dürften nicht oft über unsre Breter gehen.

Die Dame im Schleyer, Lustspiel in 4 Aufzügen, nach dem Italienischen des Federici. Ein recht artiges Intriguenstück, das bey einer vortrefflichen Darstellung bedeutendes Glück machte. In der That waren sowohl Mad. Schmidt (Amalie) und Mlle. Herbst (Gräfinn) als auch Hr. Moriz (Lieutenant) und besonders Polawskij (Graf) ausgezeichnet brav.

Eine Freundschaft ist der andern werth. Lustspiel in 3 Acten, von C. Lebrün. Dieses Stück ist seinem Inhalte nach, bereits bey Gelegenheit der Auf-

führung auf dem Hoftheater in Ihrem Blatte besprochen, und es ist daher unnöthig, denselben hier zu wiederholen. Wellens Verdruss über das verlorne Vergnügen, die Furcht Frei's vor den Gerichten und andere Mißverständnisse gewähren dem Lustspiel einen sehr lebhaften Gang, und führen sehr ergezhliche Momente herben. Die beyden Freunde wurden durch die Hrn. Moriz und Polawsky sehr brav gegeben, besonders zeichnete der letztere den komischen Schmerz des bedrängten Epikuräers mit Meistersgügen. Die übrigen Personen sind eben nichts weiter als die Staffage des heitern Gemäldes, und waren zum Theil gut, zum Theil schwach besetzt.

Staberl als Freyschütz, Parodie mit Gesang in 3 Acten, von Hrn. Feistmantel zu seinem Vortheil erkiesien, hat ihm molto onore und molto contante eingebracht: obschon er diesen Staberl durchaus nicht genug individualisirte, wie wir ihn überhaupt im Lustspiele jetzt fast lieber sehen als in der Posse und Parodie. Die drolligen Situationen des Stückes erregten stürmisches Gelächter, des Klatschens war kein Ende, die Musik, zum Theil vom Hrn. Capellmeister Triebensee hinzugefügt, gefiel theilweise, vorzüglich ein sehr komisches Quodlibet, das wiederholt werden mußte, und das Ganze hat im vollen Sinne des Wortes seine Pflicht erfüllt, und ist seitdem schon mehrere Male repetirt worden.

Die Gastrollen des Hrn. und Mad. Devrient aus Dresden haben dem Theaterpublicum sieben genussvolle Abende gewährt, von welchen drey auf Rechnung des Hrn., vier auf jene der Mad. Devrient kommen. Wenn wir, um das „Chret die Frauen!“ in Ehre zu halten, mit Mad. Devrient den Anfang machen, so wird das dem Publicum Wiens wohl nicht unangenehm seyn, da es, der Genüsse eingedenk, die ihm Wilhelmine Schröder gewährt hat, gewiß begierig ist, etwas von den Fortschritten zu hören, welche die würdige Tochter der ersten deutschen Bühnenkünstlerin, in den letzten Jahren gemacht hat. Was Mad. Devrient als Emmeline und Agathe leistete, ist Wien zu bekannt, als daß es uns erlaubt seyn sollte, uns in eine Auseinandersetzung einzulassen; doch dürfen wir nicht übergehen, daß Mad. Devrient in der spätern Zeit ihre Ansicht der letztern Rolle geändert zu haben scheint, die sie nicht mehr in reiner Idealität, sondern mit ländlicher Individualisirung gibt, was ihr freylich Gelegenheit verschafft, der Agathe eine größere Mannigfaltigkeit zu geben, die aber die Einheit des Ganzen stört, da in den Arien die hoch poetische Idealität mit dem übrigen nicht in Einklang zu bringen ist, was freylich dem Publicum nicht klar wurde. Mad. Devrient wurde in beyden Rollen mit dem innigsten, ungetheiltesten Beyfall aufgenommen. Anna in der weißen Frau, eine Rolle, die eigentlich auch keine so gefühlvolle Sängerin und so ausgezeichnete Schauspielerin verlangt, gefiel zwar ebenfalls sehr, gleichwohl sprach sie minder an, als die beyden vorigen; doch die Krone ihrer Kunstausstellungen, eine neue und höchst überraschende Erscheinung war dagegen die „Corynthe,“ und wenn Fr. v. Czerny mit dem genialen, der Kunst zu früh entrissenen Carl Maria v. Weber bey der Durchführung ihrer Heldinn die Shakespearesche „Imogen“ vor Augen geschwebt zu haben scheint, so müssen sich beyde Dichter Glück gewünscht haben, ihre Ideen durch Mad. Devrient so gemüthvoll und phantasie reich verkörpert zu sehen. Hier ist Alles Bewegung, Leben und Seele, und der Gesang bald der zarte Hauch der Psyche, bald das stürmische Meer der Leidenschaft, das wohl überall zur Bewunderung hinreißen muß, und auch hier einer Oper, die anfangs sehr kalt empfangen wurde, die rauschendste Theilnahme verschaffte. Hr. Devrient ist von der Natur mit Mitteln zum dramatischen Künstler ausgestattet, wie sie solche nur selten ihren Lieblingen gewährt; allein wir möchten nicht behaupten, daß er selbe immer ganz zweckmäßig verwende. Hr. Devrient ist niemals unnatürlich, doch oft zu künstlich, und es scheint fast, als hätte ihn irgend ein großes Vorbild auf den Weg geführt, den er eingeschlagen, denn diese Kunstruhe, so unschätzbar sie am rechten Plage ist, schadet oft, wie es im Ferdinand von Walter, in „Cabale und Liebe“ der Fall war, der Wahrheit des Charakters, ja legt wohl selbst der Phantasie — welche Hr. Devrient in hohem Grade besitzt — in leidenschaftlichen aufgeregten Momenten Fesseln an. So waren im Roderich vor Allem die poetisch rednerischen Stellen vortrefflich, der Ferdinand ausgezeichnet, edel und männlich, fast zu männlich, denn mit dieser Haltung hätte

er den Posa spielen können, die Scene mit der Lady ausgenommen, wo er uns fast verlegener schien, als nöthig war, da Ferdinand mit dem festen Vorsatz hingeht, sie zu beleidigen, und erst durch ihren Edelsinn eines Bessern über den Charakter dieser Frau belehrt wird. Die wilde Stut, zumal des ersten Charakters, wurde nicht anschaulich gemacht, was um so beklagenswerther ist, da Hr. Devrient in den einzelnen Stellen, wo er auftritt, bewies, daß seine Stimme auch bey der höchsten Kraftanstrengung noch wohlklingend ist. Wenn der Arm e spart, so wird es Klugheit genannt, den Reichen tadelt man mit Recht darob. Eine ausgezeichnet schöne dramatische Kunstausstellung, in welcher Hr. Devrient alle Erwartungen übertraf, und die wir gerne noch einmal von ihm gesehen hätten, war *Die Henschlägers „Correggio,“* eine höchst ergreifende Darstellung des einfach rührenden Künstlergemüths, in seinem Innersten verlehrt von Michael Angelo's Härte, emporgehoben durch Giulio's Anerkennung, und endlich im Bewußtseyn seines vollen Künstlerwerthes verklärt, wie er den verwandten Raphael in seiner *Cäcilia* kennen lernt. Zwar könnte die Stelle: „Ich bin auch ein Maler,“ mit noch höherer Begeisterung gesprochen werden, denn in diesem Augenblick fühlt er seine Unsterblichkeit im vollen Umfange, und die Idee wird ganz Herr über das Irdische in ihm; doch wurde uns in seiner Darstellung die ganze Zuversicht klar, die mit dem Anschauen dieses Bildes in seiner Seele aufgegangen, und er rechtfertigte Octavio's Ausrufung: „Er ist ja ganz verwandelt,“ auf höchst künstlerische Weise. Dagegen klang der Entschluß, den Edelmann zum Kampf zu fordern, fast etwas zu ritterlich für das milde Künstlergemüth. Daß wir auch so kleine Flecken des schönen großartigen Bildes bemerkten und anmerken, sey dem jungen Künstler nur ein Beweis der großen Aufmerksamkeit, womit wir seine Ausstellungen betrachteten. Die übrige Rollenbesetzung war, sowohl bey den Opern, in welchen Mad. Devrient, als in den Schauspielen, worin ihr Gatte gastirte, die gewöhnliche, oft besprochene, und nach den Verdiensten der einzelnen Schauspieler gewürdigte.

### Kunst = Anzeige.

Der rühmlich bekannte Chalkographe, Hr. Blasius Häfel in Wiener-Neustadt, hat ein neues Werk vollendet, welches, wie wir glauben, allen Freunden der Thiermalerey und allen Jagdliebhabern vorzugsweise eine willkommenere Erscheinung seyn wird. Es ist dies die Darstellung zweyer todten Rebhühner, nach einem trefflichen Original-Gemälde von P. F. von Hamilton, Hofmaler unter Kaiser Carl VI. und durch seine Werke im Genre der Thiermalerey längst den vorzüglichsten Künstlern dieser Gattung bengezehlt. Auch dieses Blatt bewährt seine Meisterschaft auf die glänzendste Weise. Die Wahrheit und Vollendung in allen Theilen, so in der Gruppierung, wie in Ausarbeitung der einzelnen Theile, die ganz naturgetreue Behandlung des Gefieders von den starken Flügel Federn an bis zu dem weichen Flaum des Bauchgefieders, die Nuancirung in den Übergängen des Colorits dieser Federn, kurz alles ist wahrhaft der Natur abgelauscht. Hr. Häfel hat mit sichtlichem Fleiße und dem glücklichsten Erfolge gestrebt, diese Reize des Bildes auch in der Chalkographie zu erhalten, und sich dadurch abermals als echten Künstler bewährt. Sein Verdienst dürfte um so größer seyn, als in diesem Zweige seit Rie d i n g e r's Zeiten in der Kupferstecherkunst nichts mehr geliefert ward. Auch daß die Thiere in Lebensgröße gestochen sind, dürfte ein eigener, unsers Wissens bisher sehr seltener Vorzug seyn. Die Größe des Blattes ist 11 Zoll Höhe, und 8 1/2 Zoll Breite. Die dargestellten Thiere treten, durch den schwarzen Hintergrund gehoben, recht lebendig hervor, und dieser Kupferstich wird gewiß eine Zierde so mancher Sammlung, so manchen Zimmers werden. Der, für das, was geleistet wurde, sehr billige Preis von 3 fl. C. M. macht das Werk auch den weniger bemittelten Kunstfreunden zugänglich. Exemplare davon sind in Wien in den Kunsthandlungen Math. Artaria, Vermaan und Paterno, und in Wiener-Neustadt bey dem Künstler selbst zu haben. — ...

Auflösung des Logogryphs im vorigen Blatte: Mode — Mod' — Dom.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.